



W nterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 34.

Donnerstag, 9. Februar

1928.

(33. Fortsetzung.)

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Söß.

(Nachdruck verboten.)

Es war an dem Tage, an dem Konni zum Abendessen erwartet wurde. Hede besprach mit der Wirtshästerin die Vorbereitungen, als ihr der Besuch der Gräfin Klatt gemeldet wurde.

Sie ging sofort in den Salon, wo Agnes auf sie wartete.

„Du kommst allein?“ fragte Hede erstaunt.

Agnes errötete. „Ja, Horst ahnt nicht einmal, daß ich hier bin.“

„Kann!“

Hede sah sie prüfend an. Agnes schien erregt zu sein. „Was mag sie nur hergeführt haben?“ dachte Hede und sprach, um Agnes etwas Zeit zur Verhügung zu lassen, von ihren Wienroder Gästen.

Agnes zeigte weder Überraschung noch Freude, daß Lot und Schar in Adelsreut waren.

„Komm, wir wollen in mein Zimmer gehen“, sagte Hede, „es ist heute so warm, daß wir auf meiner Veranda Kaffee trinken können. Ich glaube, Kirn ist schon damit beschäftigt, den Tisch zu decken. Läßt uns hinaufgehen, meine Mutter ist auch dort, die wird sich freuen, dich zu sehen.“

Agnes bat: „Läßt uns hier bleiben, Hede, ich bin zu dir gekommen, um dir etwas zu sagen, das dich und deinen Mann angeht.“

Hede kam eine Ahnung. „Herzenskind“, sagte sie lächelnd, „wenn es Unangenehmes ist, behalt's für dich.“

Die Tür ging auf und Treu trat ein. Kirn hatte ihm gesagt, daß Besuch da sei. Er küßte Agnes die Hand, dann fragte er, warum ihr Mann nicht mitgekommen sei.

„Er weiß nicht, daß ich hier bin, eine ganz elende Geschichte, die mich gräßlich aufgereggt hat, hat mich veranlaßt, sofort hierher zu kommen.“

Treu lächelte gezwungen. Er dachte: Gewiß hängt diese elende Geschichte mit Görries Kündigung zusammen. Er war nicht neugierig darauf, sie zu erfahren, mußte aber doch, um Interesse zu zeigen, danach fragen. „Und darf man fragen, was es mit dieser elenden Geschichte auf sich hat?“

Hede legte die Finger spitzen ihrer Hände zusammen und hob sie zu Agnes. „Vergiß sie, Agnes, sie ist gewiß nichts weiter wert“, bat sie eindringlich.

Sie ahnte, daß Agnes' Besuch Unheil für sie bedeutete.

Auch ihr Mann hütete sich, auf Mitteilung der Geschichte zu drängen.

Agnes nahm mit zitternden Händen ihr Schnupftuch aus ihrem Täschchen und tupfte sich die Augen, in denen Tränen standen. Ihr Gesicht abwendend, sagte sie: „Ich will nicht die Überbringerin von ärgerlichen Dingen sein, aber um eins bitte ich Sie, Herr v. Treu, sorgen Sie dafür, daß Ihr Neffe seine Stellung ins Arnswalde aufgibt.“

Treu sah sie erstaunt an. „Aus welchem Grunde sollte das geschehen?“

Agnes zog die Schultern und schwieg eine Weile. Endlich sagte sie: „Ich wollte Ihnen nur einen sehr guten Rat geben, wollen Sie ihn nicht annehmen, so ist das

Ihre Sache; einmal wird die Freundschaft mit Kallwitz ein schlechtes Ende nehmen. Er braucht nur einmal zu hören, wie Kallwitz über Sie spricht.“

„Ganz recht, dann wird er wissen, was er zu tun hat,“ sagte Treu ruhig.

Sie sah ihn böse an. Dann sagte sie: „Ich habe noch etwas auf dem Herzen, Baron. Mein Mann ist sehr entsezt darüber, daß Sie mit Görries nicht zufrieden sind, er begreift es auch nicht. Herr Görries hat vorzügliche Zeugnisse.“

„Ganz recht, Gräfin, die hat er, aber der Kerl taugt nichts und muß heraus aus dem Betrieb.“

Agnes sah ihn mit einem langen, sinnenden Blick an, dann sagte sie: „Schicken Sie ihn nicht fort, Baron, Sie schaffen sich unendlichen Verdruß dadurch.“

Treu wurde gespannt. „Wieso das?“

„Man glaubt nicht, daß Untauglichkeit des Mannes der Grund des Fortschickens ist. Man sieht, er schafft von früh bis spät, man weiß von seinen guten Empfehlungen, meines Mannes Urteil über diesen Mann ist glänzend.“

In Treu schwoll die Wut, er hatte Mühe, ruhig zubleiben.

Hede sah, daß sein Gesicht erblaßte und sein Blick schärfer geworden war und sie sagte zu Agnes: „Meinem Mann kann ja nur sein eigenes Urteil maßgebend sein, nicht das anderer. Ich meine, Agnes, wir Frauen sollten uns nicht in solche Dinge mischen, die uns nichts angehen.“

„Nichts angehen? Hede, da bist du im Irrtum, die Sache geht mich sehr nahe an. Mein Bruder hat Görries empfohlen, er ist mit ihm eng befreundet.“

„Verzeihung, Gräfin, daß ich darauf keine Rücksicht nehmen kann“, sagte Treu in eisigem Tone.

Agnes' Blick bohrte sich förmlich in sein Gesicht. „Aber vielleicht wird Sie das abhalten, den Mann fortzuschicken; man sagt: Görries muß gehen, weil er aus der näheren Umgebung von Wienrode ist und die Waldlust' gut kennt.“

Treu fuhr auf. „Gräfin, ich wünsche nicht zu wissen, was man sagt.“

„Aber, daß Kallwitz gestern in Gegenwart einiger Damen und Herren versucht hat, Sie lächerlich zu machen, daß er von Ihnen gejagt hat, Sie seien ein Mensch ohne Haltung und Würde, das sollen Sie wissen. Weil ich fürchte, er könnte sich einmal so weit vergessen, ähnliche Bemerkungen über Sie in Konni's Gegenwart zu machen, darum gab ich Ihnen den Rat, Konni zu veranlassen, von Arnswalde fortzugehen.“

Treu sah mit kaltem Blick auf die sinnlos Erregte.

Schweigend, unbeweglich stand er da.

Hede wußte, nun kam das Unglück. Sie wußte auch, daß Agnes' leidenschaftliche Aufwallung ihrer sinnlosen Eifersucht auf Eva entsprang; um jeden Preis wollte sie Konni aus deren Nähe entfernen. Ehre und Leben anderer schien ihr als Preis nicht zu hoch.

Was würde nun werden? Würde Treu Genugtuung fordern? Oder würde er der unangenehmen Sache aus dem Wege gehen?

Herrgott mein, das wäre das letzte! Das könnte sie nicht ertragen. Ihr war, als preßte eine feste Hand ihr Herz zusammen, daß sein Schlag stotterte.

Sie wagte es nicht, ihren Mann anzusehen, dem die Scham über das Gehörte die Stirne brannte. Leise ging sie hinaus.

Oben in ihrem Zimmer wartete die Mutter. Sie wußte durch Kiri von dem Besuch Agnes'. „Kommst du allein?“ fragte sie.

Hede neigte nur wortlos den Kopf.

Der Mutter fiel die Blässe ihres Gesichts auf und sie fragte nicht weiter, weil sie ahnte, daß Schlimmes geschehen war.

Hede trat zum Fenster und sah hinaus. Sie hörte das Abfahren eines Wagens und wußte, daß Agnes nun fort war. Ihr Herz klopfte plötzlich in schweren, dumpfen Schlägen.

Nun würde Benno herauskommen, um mit ihr zu sprechen. Sie bangte davor. Nur sich jetzt nicht Auge in Auge gegenüberstehen müssen und von dem Gräßlichen sprechen.

Plötzlich drangen wieder Geräusche zu ihr. Das Aufschlagen von Pferdehufen auf Asphalt. Sie wußte: jetzt reitet Benno nach Wolfsrade, und ein befreiernder Atemzug löste ihre Starrheit . . .

Gegen sechs Uhr kam Konni. Frau Lie empfing ihn in Hedes Wohnzimmer. Sie entschuldigte ihre Tochter, die plötzlich frank geworden sei, und sie bat Konni, der sofort nach Arnswalde zurücktreten wollte, auf Treu zu warten, der nach Wolfsrade sei und gewiß bald zurück käme.

„Mir scheint, hier stimmt etwas nicht“, sagte Konni und sah Frau Lie forschend an. „Es sollte doch eine Überraschung geben“, legte er hinzu.

„Schar und Lot sind hier.“

„Ach, wie kommen die hierher und wo stecken sie jetzt?“

„Ihr Onkel hat sie in Wienrode kennengelernt und sie eingeladen; heute haben sie einen Ausflug gemacht, von dem sie um sieben zurück sein wollten. Es ist wohl gleich so weit?“

Konni sah auf die Uhr. „Nein, noch ziemlich eine Stunde fehlt daran.“

„O, ich hoffte, Sie bekämen nun bald Gesellschaft.“

„Meinetwegen brauchten sie gar nicht zurückzukommen“, sagte er ärgerlich. „Aber sagen Sie mir doch bloß, gnädige Frau, was geschehen ist, hier liegt doch etwas in der Luft?“

Frau Lie schüttelte den Kopf. „Ich weiß es nicht, Konni. Agnes Ihde war am Nachmittag hier, ich vermute, die hat eine Unglücksbotschaft ins Haus gebracht.“

„Das trau' ich ihr zu“, sagte Konni, „sprachen Sie sie nicht?“

„Nein, ich wartete mit dem Kaffee auf Hede und sie, aber schließlich kam Hede allein, sehr verstört, so daß ich gar nicht zu fragen wagte, was geschehen sei. Agnes ist bald heimgefahren und, Treu ist nach Wolfsrade geritten, wie Hede mir sagte.“

„Ich bin sicher, daß die gute Agnes einen Brei angerührt hat, den Treu auslöscheln muß“, sagte Konni überzeugt. Nach einer Weile fragte er: „Wissen Sie auch nicht, gnädige Frau, warum ich erst heute von Treus Rückkehr benachrichtigt wurde?“

„Nein, sie wußte es nicht.“

Man saß schweigend beieinander, bis Treu kam. Konni erschrak, als er ihn sah. Eine fahle Blässe lag über seinem Gesicht, dessen Züge hart und gespannt schienen.

„Du hast Verdrießliches gehabt?“ fragte er ihn.

Treu schien die Frage zu überhören.

Nachdem er Frau Lie begrüßt hatte, fragte er, wo Hede sei.

„Sie hatte Kopfschmerzen, ich riet ihr, sich zurückzuziehen.“

„So, und Professor Schar ist noch nicht zurück?“

Frau Lie verneinte. Ihr fiel auf, daß er nicht auch nach Lot fragte.

„Mama, ich muß Sie um eine Gefälligkeit bitten. Lassen Sie sich telephonisch mit der ‚Waldlust‘ verbinden und bitten Sie Papa, daß er meinem Schwager

Holldorf das Auto schickt, der es sofort zur Fahrt nach hier benutzen soll. Mein Schwager weiß Bescheid, ich habe ihn schon telephonisch gesprochen.“

„Gern, Benno.“ Sie ging.

Konni hatte sofort begriffen. „Onkel Benno, kann ich dir den Dienst nicht leisten, den dir mein Vater erweisen soll?“ fragte er.

Treu hob abwehrend die Hand. „Danke dir, Konni, aber es ist besser so.“ (Fortsetzung folgt)

Der Talisman.

Von Albert Leitich (Wien).

Julian und Gertrude sahen im Café „Zur silbernen Rose“ und hatten eben einen Schlachtplan entworfen.

Julian war einundzwanzig Jahre alt, Gertrude achtzehn. Sie waren Geschwisterkinder und Freunde und Gespielen aus frühester Kindheit.

Julian Sommerfeld hatte seiner Vertrauten eben geschildert, daß er eine kleine Freundin hätte, die er in absehbarer Zeit gegen den Willen seiner Eltern zu heiraten gedenke. Er wußte, daß er die Zustimmung des Vaters und der Mutter zu diesem Bunde nie erlangen würde.

Denn Praxedis Leon war eine kleine Tänzerin mit tiananrottem Haar, schönen, blauen Augen, reizenden Beinen und rundlichen Knie.

Und diese tierliche Praxedis war verliebt in ihn und er hatte seiner Braut in einem Schäferstündchen verprochen, ihr Perlensohrringe zu schenken. Praxedis hatte es sich nämlich in den Kopf gesetzt, stets etwas bei sich zu tragen, was von ihm stamme. Eben diese Perlengänge.

„Aber warum ausgerechnet Perlensohrringe, Julian?“

„Das ist die Liebe, Trude! Glaube mir, sie ist ein Mädchen, das sich nicht um den Wert des Geschenkes kümmert. Ihr handelt es sich nur um einen Talisman!“

„Ja, Julian, aber das ist doch eine kostspielige Sache!“

„Hör' zu, Trude . . . Die Gehänge, um die sie mich bat, kann man bei jedem Juwelier kaufen. Für sie ist der Bezug ja nicht hoch, aber für mich!“

„Deine Praxedis ist also reich?“

„Aber keine Svir, Kind, nur hat sie keine Ahnung vom Wert des Geldes. Du weißt, Trude, ich lebe bei den Eltern. Ich habe auch keine Stellung und falle ganz und gar den Eltern zur Last. Mama gibt mir ein schmalbemessenes Taschengeld. Dieses reicht gerade, um Zigaretten zu kaufen und hier und da ein Café aufzusuchen zu können. Nie und nimmer aber könnte ich so viel auf die Kante bringen, um die Perlen zu kaufen . . . und nun versteht sich Praxedis ausgerechnet auf diese.“

„Hast du das Mädel so lieb?“

„Schau, das ist nicht das Wesentliche. Aber ich müßte mich schämen, ihr das Geschenk nicht zu bringen, weil ich es ihr verprochen habe.“

„Also die liebe Eitelkeit!“

„Trude, es handelt sich um ein Prinzip. Aber nun quält mich schon tagelang der Gedanke, woher ich das Geld zu diesem Kauf nehmen soll. Wenn ich Mama um das Geld bitten würde, seht es einen Riesenstandal.“

„Das wäre auch gänzlich erfolglos, Julian.“

„Ja, siehst du, eben! Du kennst ja Mama. Sie läuft den ganzen Tag mit dem Schlüsselbund herum und trägt jede Ausgabe in fünf verschiedene Tasche ein. Und der Vater? Mama versteht es, seine Taschen ebenso leer zu halten wie meine.“

„Gut, Julian, aber komm' endlich zu deinem Ansiegen; was soll ich mit der Sache?“

„Siehst du, Trude, ich habe eine einfache Lösung gefunden, wie ich mein Verbrechen halten kann. Du weißt, Mama gibt sich seit langem der Hoffnung hin, daß aus uns zweien ein Paar wird. Wir verloben uns und Mama, die in solchen Fällen trotz ihrer sonstigen Sparsamkeit sehr splendid ist, kaufst einen herrlichen Verlobungsring. Ein paar Tage später geraten wir vro forma in einen Streit, du gibst mir den Verlobungsring zurück; ich trage dieben zum Goldarbeiter und tausche ihn für die Perlen aus. Ist das nicht eine famose Idee?“

„Aber wenn deine Mama den Ring zurückfordert und selbst zum Juwelier geht?“

„Wie ich Mama kenne, Trude, wird sie den vollen bezahlten Preis des Rings wollen und denselben bei unserem Goldarbeiter so lange lassen, bis er neuerlich verläuft ist; das ist doch ganz einfach. Mama hat also ein Guthaben und dieses Guthaben werde ich mir durch List zunutze machen.“

„Aber eines Tages wird Mama doch dahinter kommen!“

„Das schadet nichts, dann ist die Sache nicht zu ändern und ich konnte mein Versprechen einlösen.“

Julian dachte, wie alle Leute, die sich auf zwecklose Weise Geld verschaffen, nicht an den Tag, an dem die Sache ans Licht kommen würde. Aber wie viele tun das nicht, sonst gäbe es nur ehrliche Leute.

Trude mit ihren kurzen Haaren, eine Zigarette im Mund, war mit dem Schlachtwan einverstanden.

Über diese Verlobung und künftige Ehe mußte sie drei Minuten lang herzlich lachen, wie über alle Verlobungen und Ehen.

Dieses sonderbare Ereignis, über das ich hier berichtet habe — unvergeßbar sowohl für Julian wie Gertrude — trug sich auf dem zuvor geschilderten Schauspiel um die letzte Abendstunde an einem Frühlingstag zu.

Einige Tage später war die Sache im Gleis. Frau Sommerfeld strahlte über das ganze Gesicht und hatte massenhaft Aufträge für ihren Gatten. Er mußte nach allen Enden und Ecken der Stadt, um für das junge Paar eine Wohnung aufzutreiben. Als es mit Hilfe aller Verwandten, Beziehungen und guten Freunde nicht ging, beordnete sie ihn aufs Wohnungssamt.

Bei dem Eifer, den Herr Willibald Sommerfeld entwinkelte, hatten Julian und Trude Angst, daß Papa eine Wohnung fände und Mama am Ende auch noch diese Auslage hätte.

Aber die guten Kinder hätten beruhigt sein können, denn Papa saß in den Stunden der Wohnungssuche ganz seelentruhig mit einer kleinen Freundin im Café und freute sich über die viele freie Zeit, die ihm die lieben Kinder durch ihren glänzenden Einfall beschert hatten. Der Dutzmäuer!

Es ging etliche Tage ganz gut.

Da griff auch der Tätigkeitsdrang auf Trudes Mutter über, die ihre Tochter zur Schneiderin schleppste, um das Brautkleid und andere Toiletten zu bestellen.

Es hieß also schleunigst die Komödie zu Ende zu spielen.

Eines Abends, als sie allein im Garten waren, brachen sie einen ziemlich laut geführten Streit vom Zaune und als sie merkten, daß die Ballonienster Augen hatten, da warf Trude in gespielter Entrüstung den Verlobungsring Julian vor die Füße. Er machte eine hilflose Geberde, ehe er sich unbekümmert und verlegen blüste, den Ring aufzuhoben.

Er war ein ganz guter Komödiant, der kleine Julian.

In den folgenden Tagen regnete es Vorwürfe über Vorwürfe auf Julian, dem, ohne es sich einzugestehen, diese Entlobung sehr gegen den Strich ging, denn all das vertraute losende Beisammensein mit dem hübschen Dina hatte ihm wunderbar gefallen.

Am Samstagnachmittag, der diesen Ereignissen folgte, sahen Julian und Gertrud wieder in der Café-Konditorei „Zur silbernen Rose“. Julian dankte Trude mit überströmenden Worten für ihre Hilfe und für die schönen Stunden, die er mit ihr in dieser Zeit verlebt hatte, wo sie vor den Augen der anderen zu süßen Vertraulichkeiten gezwungen waren. Es war von ihm auch nicht unbemerkt geblieben, wie Bekannte und Freunde Trude bewunderten und ihn um die reizende kleine Braut beneideten.

„Hast du schon die Perlen eingetauscht, Julian?“

„Nein. Papa mußte den Ring zurücktragen. Aber siehst du, Trude, seit unsere Verlobung zurückgegangen ist, muß ich ununterbrochen daran denken, wie schön, wie wunderlich es wäre, wenn diese Verlobung zu Recht bestanden hätte. Ich schwöre es dir, Praxedis ist mir in diesen wenigen Tagen völlig Lust geworden. Und so möchte ich dich fragen, ob du einverstanden wärst, wenn wir zusammen zu unserem Juwelier gingen und den Ring für einen anderen umtauschen würden, den du dir selbst als Verlobungsring aussuchst. Mama wird in diesem Falle sicherlich keine Einwendungen machen.“

Merkwürdigerweise war Trude sofort einverstanden.

Und sie gingen zum Goldarbeiter, um dort zu hören, daß Herr Willibald Sommerfeld, dieser Dutzmäuer von einem Papa, schon den Ring gegen ein anderes Schmuckstück für ein kleines, blondes Mädel ausgetauscht hatte.

Nun stand Herrn Willibald eine ausgiebige Strafpredigt bevor und Mama Sommerfeld mußte neuerlich tief in den Sac greifen und einen Verlobungsring kaufen.

Wie das Taschentuch und der Strumpf in Mode kamen.

Das kleine, vierdrige Tuch aus Leinen, Batist oder Seide, das uns stets in der Tasche begleitet, ist uns zu einer so selbstverständlichen Notwendigkeit geworden, daß wir gar nicht mehr an die Möglichkeit einer Nichtexistenz denken. Und doch gibt es heute noch unzählige Menschen in unzivilisierten Erdteilen, die keine Abnung von diesem uns unentbehrlichen Gebrauchsgegenstand haben, und auch unsere eigenen Vorfahren kannten das uns heutigen fast lebens-

notwendige Tüchlein bis zum 16. Jahrhundert beinahe gar nicht. Erst 1520 machte die Stadt Reulen Albrecht Dürer bei seiner Reise durch die Niederlande ein Taschentuch zum Geschenk, das aber damals noch nicht seinem heutigen Zweck diente, sondern als Geschenk sorgsam bewahrt wurde, wie etwa eine goldene Dose oder ein Zierdegen.

Im 16. Jahrhundert kostierte die Frau der vornehmsten Kreise mit dem kostbaren Taschentüchlein, und wir haben aus dieser Zeit Gemälde, die Damen der Gesellschaft mit solchen reichverzierten Tüchelchen zeigen. Erst im Laufe der Jahre kam man auf den Einfall, die Luxusstücke praktisch zu verwenden. Der neue Brauch fand allmählich Nachahmung und veranlaßte die Massenherstellung des Taschentuches und seine zweckdienliche Vereinfachung. Mit der Zeit führte sich die neue Sitte auch in Bürgerkreisen ein und in den letzten beiden Jahrhunderten auch mehr und mehr in Volksskreisen. Heute bedeutet sich der einfache Mann, das kleine Kind dieses unentbehrlich gewordenen Tüchens, dessen Fehlen große Verlegenheit hervorrufen kann.

Auch der Strumpf ist eine Errungenschaft der letzten Jahrhunderte. Bis zum 16. Jahrhundert trugen die Herren der Schöpfung lange Hosen, die die Beine bis zum Fuß verhüllten. Endlich hieß man dieses Kleidungsstück für höchst unständlich und teilte es in ein Ober- und Unterteil, jedes für sich allein an- und aussziehbar. So entstand der Strumpf, der aber, genau wie das Taschentuch, zuerst von Wenigen getragen wurde, und in erste Linie — seiner Entstehung gemäß — vom Mann.

Die Frau wurde auf eigenartige Weise der Ehre des Strumpfstragens teilhaftig. Man erzählt, daß die Kavalierin am Hofe Königs Karl IX. von Frankreich ihre leidenden Strümpfe erst eine Woche lang vor der Dame ihres Herzens tragen ließen, bevor sie sie selbst in Gebrauch nahmen. Diese galante Sitte verhalf auch der Frau allgemein zur eleganten Bekleidung ihres Beines.

Natürlich verkürzte sich das Kleid der Frau in demselben Maße, in dem die Strümpfe an Beliebtheit zunahmen. Der handdünne Seidenstrumpf der Gegenwart war vor der Erfindung der Webmaschine noch undenkbar. Auch unsere Mütter und Großmütter mußten sich mit dem handgestrickten Strumpf aus weicher Wolle oder Baumwolle begnügen, dem allerlei Muster eingearbeitet waren — vor allem das jetzt ganz in Vergessenheit geratene „Zopf“-muster.

Als die Knöchel des Mannes verschwanden, machte das lange Beinkleid den hohen Strumpf wieder überflüssig und viele Herren tragen heute die kurze „Soße“, die nur das sichtbare Stück des Beines über dem Schuh und den Fuß selbst umhüllt. Wenn sich jetzt die Mode der Anteköpfe erneut durchsetzt, werden wir auch eine übermalige Blütezeit der Herrenstrümpfe erleben und der Mann wird seine mehr oder weniger wohlgeformten Beine der Kritik genau so aussehen müssen wie die Frau.

E. G. Augustin.

Der Esel.

Eine Fabel von A. Hesse.

Ein Esel hatte ein Leben lang seinem Herrn, einem Müller, treu und brav gedient. Schwere Säde hatte er getragen Tag für Tag.

Nun war er alt und schwach, zu nichts mehr nütze. Und sein Herr, der Müller, ließ ihn sehr seine Unbrauchbarkeit fühlen. Bei viel Schlägen, schlechtem und wenig Futter mußte er seine letzten Tage in einem dunklen, nassen Stalle verbringen. Geächtet und von den Kindern verhöhnt.

Voller Verzweiflung beschloß er, seinem elenden Leben ein Ende zu machen. Er entstieß in den Wald und suchte sich ein stilles Plätzchen.

Hier wollte er sterben.

Da gewährte er einen stolzen Hirsch, der sich ihm langsam näherte, ohne ihn zu bemerken.

Der alte Esel, der noch nie ein solch königliches Tier gesehen hatte und einen mächtigen Gegner fürchtete, schrie erbärmlich auf in seiner Todesangst. Zämmervolle Töne stieß er aus.

Der Hirsch, aus tiefster erschrocken, hemmte seinen Schritt. Stand still und lauschte.

Furchtbare Laute drangen an sein Ohr.

Da warf er sich herum, voller Angst, und jagte wie gewohnt in mächtvollen Sprüngen zurück in das Dickicht.

Der Esel, erstaunt ob dieser Flucht seines vermeintlichen Gegners, verhielt geblendet den Atem. Dann aber blieb er sich auf voller Stolz. Wie ein edles Pferd war er den grauen, stark gelichteten Kopf in den Naden. Freudig tanzte er durch den Wald, zurück in seinen dunklen Stalle. Und er ertrug von nun an geduldig alle Pein. Wußte er doch, daß er trotz allem noch den König des Waldes in die Flucht geschlagen hatte.

Das Reich der Technik

Der Weltenschiffbau Anfang 1928.

Die gegen Ende des Jahres 1926 einsetzende lebhafte Schiffsbautätigkeit hat im abgelaufenen Jahre eine ganz bedeutende Steigerung erfahren. Von Stapel liefen im Jahre 1926 rund 1 633 000 B.-R.-T.; im vergangenen Jahre hingegen 1 857 000 B.-R.-T. Die erhöhte Bautätigkeit machte sich also bei der Tonnenzahl der erfolgten Stapellaufe noch nicht so bemerkbar. Sie tritt erst auffällig in Erscheinung, wenn man die beiden Gesamtzahlen der im Bau befindlichen Schiffe in Vergleich stellt. Befanden sich am 31. Dezember 1926 etwa 1 925 000 B.-R.-T. im Bau (davon 49,9 v. h. Motorschiffe), so waren es am 31. Dezember des abgelaufenen Jahres 3 119 000 B.-R.-T. (davon 51,6 v. h. Motorschiffe). Eine ähnliche Steigerung weisen auch die Gesamtzahlen der auf Stapel gelegten Schiffe auf, nämlich 1926 rund 1 412 000, und im vergangenen Jahre 3 125 000 B.-R.-T.

An der Spitze stand auch in den letzten Jahren England, das 1927 1 251 000 B.-R.-T. von Stapel ließ (1926 nur 638 000), am 31. Dezember 1 580 000 B.-R.-T. im Bau hatte (am 31. Dezember 1926 nur 760 000) und 1 764 000 B.-R.-T. auf Stapel legte (1926 nur 582 000). Auf deutschen Werften liefen 1926 gegen 172 000 B.-R.-T. vom Stapel. Im Bau befanden sich am 31. Dezember 1926 ca. 211 000, am 31. Dez. des vergangenen Jahres 472 000 B.-R.-T. Auf Stapel gelegt wurden 1926 nur 176 000, ein Jahr darauf hingegen 503 000 B.-R.-T.

Trotz aller Ausläufe und der lebhaften Bautätigkeit während der letzten Jahre konnte der deutsche Schiffsbestand bis Ende 1927 erst auf 3,77 Mill. B.-R.-T. gebracht werden, womit er nur 69 v. h. seines Vorkriegsbestandes (5,46 Mill. B.-R.-T.) erreichte. Die Welthandelsflotte hat sich jedoch inzwischen von 49 Mill. im Jahre 1924 auf 65 Mill. B.-R.-T. im abgelaufenen Jahre erhöht. Wenn wir also den verhältnismäßigen Vorkriegsanteil an der Welthandelsflotte wieder erreichen wollten, müßte unser Schiffsbestand noch einmal so groß sein als gegenwärtig. Daraus ist freilich in den nächsten Jahren aus Kapitalmangel gar nicht zu denken.

Bemerkenswert ist die stetige Zunahme der Motorschiffe, die bei den am 31. Dezember 1927 im Bau befindlichen Fahrzeugen bei uns 52, bei der englischen Handelsflotte 41, in Schweden hingegen 98 und in Dänemark sogar 99 v. h. aller im Bau befindlichen Schiffe ausmachten. Die in den beiden zuletzt angeführten Ländern im Bau befindlichen Schiffe (vorwiegend kleinere Fahrzeuge) werden also fast vollständig als Motor schiffe gebaut. Die beiden größten Motor schiffe der Welt besitzt gegenwärtig Italien mit den Fahrzeugen „Saturnia“ (24 500 B.-R.-T.) und „Augustus“ (33 000 B.-R.-T.). „Augustus“ entfaltet mit 28 000 Wellenförderstärken rund 21 Kilometer Dienstgeschwindigkeit. Er ist für den Dienst Italien-Buenos Aires bestimmt und vermag 2210 Fahrgäste in 3 Klassen aufzunehmen. Nimmt die Zahl der Motorschiffe steig zu, so vermindert sich dafür die Zahl der Dampfer, obwohl die Dampfmaschine und die Turbine durch Anwendung hochgespannten Dampfes und der Kohlenstaubfeuerung eine weitere Erhöhung ihrer Wirtschaftlichkeit verzeichnen könnten. Sogar die mechanische Rostbeschickung hat man verschiedentlich auf Dampfern versuchswise eingeführt. Ob der Dampfer später vollständig durch das Motorschiff verdrängt werden wird, vermag heute, wo ein Fortschritt dem anderen folgt, noch niemand zu sagen. Als obere Leistungsgrenze werden heute 2000 PS, je Motorzylinder angesehen. Mit vier Stück Zwölfzylindermotoren ließe sich somit eine Gesamtleistung von rund 100 000 PS erzielen, womit der Motorbetrieb auch hinsichtlich der Gesamtkräfte erfolgreich mit dem Dampfantrieb in Konkurrenz treten kann.

Der scharfe Wettbewerb in der Welt schiffahrt zwinge die Schiffbauer zur Ausnutzung aller Möglichkeiten, die eine höhere Geschwindigkeit bei gleichem Brennstoffverbrauch oder umgekehrt eine Verminderung an Brennstoffkosten bei gleichbleibender Geschwindigkeit versprechen. Durch planmäßige Untersuchung der Schiffssformen, die der Schiffbauer in den Schleppversuchsanstalten vornimmt, trachtet er nach immer weiterer Verminderung des Schiffs widerstandes. Ein wesentlicher Fortschritt bedeutet auf diesem Gebiet die Anwendung der Maier-Schiffssform, die von dem österreichischen Ingenieur Maier zwar schon vor 20 Jahren erfunden und empfohlen wurde, jedoch erst in der letzten Zeit die ihr gebührende Anerkennung gefunden hat. Das charakteristische Merkmal der Maier-Form ist die Ausbildung der Span-

formen im Vor- und Hinterschiff. Nach den Beobachtungen bei Schleppversuchen ergeben sich für die Abfluglinien des Wassers am Modell kürzere Wege und damit eine Verminderung der Oberflächenreibung. Bei Modellschleppversuchen ergab die Maier-Schiffssform eine Verminderung des Schiffs widerstandes um 25 v. h., verglichen mit der normalen Schiffssform. Diese überraschenden Ergebnisse haben schnell zur Besteigung einer größeren Anzahl der verschiedensten Schiffe mit der Maier-Form geführt.

Auf maschinentechnischem Gebiet ist die Abdampfturbine nach dem System Bauer-Wach, die den Abdampf der Kolbendampfmaschine verwertet und damit eine Mehrleistung der Kolbendampfmaschine bis zu 25 v. h. ermöglicht, besonders zu erwähnen. Die alte alte Dampfmaschine wird durch diese Hinzufügung einer Abdampfturbine ganz wesentlich verjüngt und vermag hinsichtlich frischen Kräften den Konkurrenz Kampf gegen den reinen Turbinen- oder Olmaschinenantrieb anzutreten. Ob damit dem schnellen Vordringen des Motors in die Schiffahrt erfolgreich Einhalt geboten werden kann, läßt sich heute noch nicht voraussagen. Wie auf allen anderen Gebieten der Technik ist auch auf dem des Schiffbaus und des Schiffsmaschinenbaus alles in stetem Flus begriffen. Wenn auch keine umwälzenden Neuerungen mehr zu erwarten sind, so gibt es doch noch eine große Menge Fragen, die einer befriedigenden Antwort harren. Auch im Jahre 1928 und in Zukunft wird es für die Schiffbauer noch eine Fülle mehr oder minder großer Aufgaben zu erfüllen geben. E. T.

Die Entwicklung der „weißen Kohle“.

Der „Geological Survey“ der Vereinigten Staaten veröffentlicht eine interessante Statistik über die Wasserkräfte der ganzen Erde. Daraus geht hervor, daß die ausgenutzten Leistungen von 23 Millionen Pferdestärken im Jahre 1921 auf 33 Millionen anfangs 1927 angewachsen sind. Das entspricht einer Steigerung von 43 Prozent. Der weitauß größte Teil dieser Zunahme entfällt auf Nordamerika. Die Vereinigten Staaten allein verfügen über ebensoviel ausgenutzte Wasserkräfte wie alle übrigen Länder zusammen. — Die auf der ganzen Welt zur Verfügung stehenden, aber noch nicht verwerteten sogenannten potentiellen Wasserkräfte werden mit 454 Millionen Pferdestärken angegeben. Deutschland ist in der Aufstellung mit 1,1 Millionen ausgenutzten und zwei Millionen potentiellen Pferdestärken angeführt.

Technische Neuigkeiten.

Absorption von freier Graphitkohle durch Siliziumeisen. Neuere Forschungen beziehen sich auf die Verhältnisse des Kohlenstoffes in Gussisen mit einem Siliziumgehalt von 0,5 bis 1,0 Prozent. Die Versuchsstücke wurden längere Zeit bei verschiedenen Temperaturen erhitzt und dann entweder abgeschreckt oder unter Einwirkung der Luft abgekühlt. Auf diese Weise sollte ermittelt werden, in welcher Weise eine Aufnahme der freien Graphitkohle durch das Siliziumeisen erfolgt. Bei dem geringsten Siliziumgehalt begann dieser Vorgang bei einer Temperatur von ungefähr 850 Grad Celsius und bei einem Siliziumgehalt von 1,0 Prozent bei 900 Grad Celsius. Die Versuche ergaben ferner, daß der aufgenommene Kohlenstoff vor seiner Verteilung im Siliziumferrit, um ein Karbid zu bilden, eine Zementschicht um die Graphitteilchen bildet, die bei höheren Temperaturen bis 1140 Grad Celsius nach und nach im Eisen aufgelöst wird, bis ein gewisser Sättigungspunkt erreicht ist.

Zur Kennzeichnung von Rohrleitungen. Die Kennzeichnung verschiedener Rohrleitungen in industriellen Anlagen geschieht gewöhnlich durch farbigen Anstrich, wobei Dampfleitungen nach erfolgter Isolierung bisher mit schiefergrauem Anstrich versehen wurden. Bei der Untersuchung der verschiedenen Wärmeleitungsvermögen der Farben hat sich ergeben, daß Weiß die geringsten Verluste durch Wärmestrahlung bedingt, während die Verluste größer wurden, je dunklere Farben zum Anstrich gewählt wurden. Zu den Versuchen benutzte man zwei Behälter mit einer leichtverdampfenden Flüssigkeit (Benzin), wovon das mit Aluminiumbronze gestrichene im Vergleich zu dem schwarzgestrichenen nur 67 Prozent der Verdampfungsverluste des letzteren aufwies. Auf Grund dieser Untersuchungen geht man jetzt in den industriellen Anlagen dazu über, die Dampfleitungen mit einem weißen Anstrich zu versehen.